

Von der Landhaus-Kolonie zur modernen Berliner Vorstadt

Bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte sich in den Großstädten des Deutschen Reiches, im Wesentlichen bedingt durch die rasch voranschreitende Industrialisierung, ein enormes Bevölkerungswachstum eingestellt. Zwischen 1850 und 1871 war die Einwohnerzahl von Berlin dann von etwa 400 000 auf nahezu eine Million Menschen angestiegen. Eine weitere Steigerung auf fast zwei Millionen erfolgte bis zum Ende des Jahrhunderts und machte die Stadt zur drittgrößten Metropole des Kontinents.

Bald aber waren auch die negativen Folgen einer solchen Entwicklung unübersehbar. In den dicht besiedelten Arbeiterquartieren wie Wedding, Kreuzberg, Friedrichshain u. a., die sich im Norden und Osten der Stadt ausgebreitet hatten, dominierte die berüchtigte Berliner Mietskasernenstadt, wo die Menschen in elenden Verhältnissen lebten. Armut, Hunger, Krankheit, Kriminalität waren dort allgegenwärtig – der Begriff „Wohnungsnot“ wurde zum Schlagwort dieser Zeit; Berlin hatte sich zur größten Mietskasernenstadt der Welt entwickelt.

Eine weitere Auswirkung war die Bodenspekulation in der Innenstadt. Die stetige Zunahme von Handel- und Gewerbeflächen zog steigende Mieten nach sich und verdrängte so auch „Besserbetuchte“ wie Beamte und Pensionäre, ganz zu schweigen von Lehrern, Künstlern, Literaten und alle diejenigen „deren Einkommen nicht so rasch und in gleichem Maße als die Wohnungsmiete steigt“.

An ein solches Publikum richtete sich der Artikel „Zur Wohnungsfrage“, den der volkswirtschaftliche Schriftsteller David Born am 21. Mai 1871 in der „Vossischen Zeitung“ veröffentlichte. An ein Publikum, welches bereit war, das Wagnis einzugehen, dem engen und stickigen Berlin zu entfliehen, um außerhalb, aber in stadtnaher, verkehrsmäßig gut erschlossener, ländlicher Umgebung mit frischer Luft seinen Lebensmittelpunkt zu gestalten. Und das darauf vertraute, diesen Traum vom eigenen Haus mit Garten in überschaubarer Zeit finanzieren zu können.

Die zu gründende Bau-Gesellschaft mußte sich gegenüber dem Eigentümer des vorgesehenen Siedlungsgebiets, Johann Anton Wilhelm Carstenn, dann auch ausdrücklich verpflichten, keine „Fabriken, keine hochstöckigen Miethshäuser und Proletarier-Wohnungen“ auf dem zum Verkauf stehenden Areal zu errichten. Carstenn, der die Entwicklung von Vorstadt-Siedlungen Jahre zuvor in London studiert hatte und für den die geplante Landhaus-Kolonie im Südwesten Berlins im Grunde ein untergeordneter Nebenschauplatz war, hatte Größeres im Sinn. Hierfür benötigte er frisches Kapital, um seine eigentliche Vision verwirklicht zu sehen: „So muß Berlin und Potsdam eine Stadt werden, verbunden durch den Grunewald als Park.“

In den Anfängen lief alles nach Plan. Unter der Leitung von David Born gründete sich im Sommer 1871 der „Landerwerb- und Bauverein auf Actien“ in Berlin, und im Herbst waren schon zwei Häuser in der damaligen Ringstraße „unter Dach und Fach“. Im Oktober 1873 lebten laut der ersten statistischen Erhebung bereits 540 Einwohner in 44 Gebäuden mit 121 Haushaltungen in der „Colonie Friedenau“. Bald war auch der „Gemeinnützige Verein“ ins Leben gerufen, der in allen Belangen des Ortes als Interessenvertretung der Bewohner fungierte. Die wichtigste Mission des Vereins war dann schon am 9. November 1874 erfüllt, als die Ansiedlung durch „Allerhöchsten Erlaß“ des Kaisers in den Stand einer selbständigen Landgemeinde unter dem Namen „Friedenau“ erhoben wurde.

Ungeachtet solcher und ähnlicher Erfolgsgeschichten fiel in jenen Jahren das Deutsche Reich im sogenannten „Gründerkrach“ in eine tiefe Rezession. Niemand wollte mehr bauen, über ein Jahrzehnt wurde es in Friedenau, wie auch in anderen Villenkolonien um Berlin, sehr still.

Mitte der 1880er Jahre jedoch besserten sich die Verhältnisse. Mit einem überarbeiteten Konzept für den Bau von „billigen und zweckmäßigen“ Landhäusern warben die in Friedenau ansässigen Architekten Max Nagel und Otto Hoffmann. Und dies mit Erfolg: In dieser Zeit wurde die Gegend um die Handjerystraße erschlossen, Albe-, Niedstraße und Schmargendorfer Straße bis hin zum Friedrich-Wilhelm-Platz mit Landhäusern und kleinen Villen bebaut.

Der Anfang vom Ende dieser beschaulich-ländlichen Siedlungsweise kam dann aber 1887 mit der Liberalisierung der Bauordnung für die Berliner Vororte. Bald schon war es auch in Friedenau möglich, bis zu fünf Stockwerke hoch zu bauen, was die Bodenpreise explodieren ließ. Nicht wenige enttäuschte Siedler der ersten Stunde verließen daraufhin den Ort, jedoch nicht, ohne zuvor ihren Grund und Boden mit großem Gewinn veräußert zu haben. Der Neubau von Villen war nun in Friedenau völlig zum Erliegen gekommen. Auch waren etwa einhundert Gebäude aus der Gründerzeit bis zur Jahrhundertwende abgerissen worden und durch „moderne“ Hochbauten ersetzt, die hohe Mieteinnahmen versprachen. Lebten 1885 noch ca. 2150 Personen in 150 Häusern mit 480 Haushaltungen, so waren es 1905 bereits 17 000 Personen in 590 Häusern mit 4500 Haushaltungen.

Einige Hausbesitzer der ersten Generation aber trotzten derartigen spekulativen Verlockungen und blieben in ihrem Heim – und was von diesem alten Gebäudebestand die Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs überstand und der Abrißwut danach entgangen ist, verleiht Friedenau bis heute durch die Mischung von einfachen Landhäusern und mehrstöckigen Miethshäusern sein so besonderes Gepräge.

Drei Jahrzehnte hat es gedauert, bis sich Friedenau von seinem ältesten Teil zwischen Rheinstraße und Wannseebahn, zunächst nach Osten über die Gleise hinweg ins „Malerviertel“ und westlich bis zur ehemaligen Kaiserallee hin ausgedehnt hatte – doch dann ging alles sehr schnell.

Nach 1900 begann für Friedenau eine neue Zeit. Nun traten große Baugesellschaften wie die „Berlinische Boden-Gesellschaft“ von Salomon Haberland und dessen Sohn Georg auf den Plan und bauten in kürzester Zeit ganze Wohnquartiere. Neben dem Wagnerviertel, errichtet auf dem Areal des ehemaligen Sportparks, entstand nach 1905 auch das weiter westlich gelegene Rheingauviertel bis hin zum Rüdeshheimer Platz mit dem Prachtboulevard Südwestkorso. Auch die Stubenrauchstraße und das südlich davon gelegene Terrain bis zur Steglitzer Grenze wurde in weniger als fünf Jahren nahezu vollständig mit großen Mietshäusern bebaut – der Wandel von der kleinen Landhaus-Kolonie zur modernen Berliner Vorstadt war nun vollzogen.

Auf den Lokalseiten der frühen Jahrgänge der Friedenauer Zeitungen findet der Leser zahllose Meldungen über Begebenheiten aus dem Alltag der damals hier lebenden Bewohner, an die es sonst wohl keinerlei Erinnerung mehr gibt. Ihre Namen sind nirgendwo mehr verzeichnet, ihr Schicksal scheint ausgelöscht. Und doch kann eine kleine Notiz über das einstige Leben dieser Menschen den Geist der Vergangenheit hervorrufen, der längst Vergessenes wieder lebendig werden läßt. Häufig tauchen auch Namen von Persönlichkeiten wie Fehler, Hacker, Lefèvre, Retzdorff oder Roenneberg auf, die wir zwar von Straßenschildern kennen, deren Wirken aber heute zumeist unbekannt ist. Sie gehörten zur ersten Generation der Siedler, die mit viel Mut und Tatkraft und einem bemerkenswerten Pioniergeist angetreten waren, sich fernab des Großstadtgetöses ein eigenes Gemeinwesen aufzubauen.

Es waren wohlhabende, konservative Männer, der Monarchie treu ergeben, die dann auch die Geschicke der jungen Gemeinde lenkten. Man war traditionsbewußt, deutsch-national, rassistisch, in der Mehrheit evangelisch, feierte gerne und vergötterte das Militär. Des Kaisers Geburtstag im Frühjahr, der Sedantag im September in Erinnerung an den Sieg über den „Erbfeind“ Frankreich – beide Ereignisse wurden in großen, jährlich wiederkehrenden Volksfesten begangen, die nicht selten in zünftigen Trinkgelagen der zahlreichen Vereine ihren Ausklang fanden.

Frauen waren in dieser männlich dominierten Welt lediglich untergeordnete Rollen zugewiesen – als treue Ehefrauen an Heim und Herd gebunden, als artige Töchter unter dem strengen Blick der Väter für eine standesgemäße Heirat vorgesehen. Ausnahmen waren selten, wie etwa die Schwestern Melida und Henriette Roenneberg, die im Ort die erste höhere Mädchenschule eröffnet hatten, oder „Fräulein“ Dr. Elvira Castner, die schon 1894 in der Fregestraße eine Obst- und Gartenbauschule für Frauen gründete. Nicht zu vergessen Auguste Hähnel, die Friedenau seinen Namen gegeben haben soll. Bedauernd wert war das Schicksal vieler Dienstmädchen, die in fast jedem Friedenauer Haushalt beschäftigt waren. Häufig als „dumm, faul, frech oder gefräßig“ beschrieben, verging kaum ein Tag,

an dem nicht im Lokalblatt selbst kleinste Vergehen als schwere Straftaten dargestellt und die jeweils hierfür verhängten drakonischen Haftstrafen als völlig angemessen angesehen wurden.

Mit dem Anwachsen des Ortes wuchs auch das Selbstbewußtsein seiner Bewohner, zweifellos war man hier schon etwas „Besseres“. Das Leben in der frischen Luft, die Nähe zur Natur, die schönen von Bäumen beschatteten Straßen mit ihren schmucken Häusern – Friedenau war doch zu einer Mustergemeinde ersten Ranges auf preußischem Staatsgebiet geworden – unbestritten ein Paradies, das man sich hier geschaffen hatte. Und so energisch der „Eingeborene“ immerwährend die Vorzüge seines Ortes pries, so erbarmungslos ging er auch gegen seine Feinde vor. Diebe, Bettler oder Vagabunden wurden sogleich nach Moabit verbracht, Hausierer, Drehorgelspieler, „Zigeunerhorden“ und ähnliches „Gesindel“ von Wachtmeister Meier höchstpersönlich an die Gemeindegrenze eskortiert.

Gegen wirkliche Gefahren wurde allerdings kaum etwas unternommen. In einer Zeit, in der man mit dem neuen Tempo der elektrischen Straßenbahnen noch wenig zurechtkam, verging noch vor dem Siegeszug des Automobils in Friedenau keine Woche, in der nicht gleich mehrere Menschen durch Verkehrsunfälle schwer verletzt wurden oder gar zu Tode kamen. Die Zeitungen waren voll davon.

Aber das sei eben der Preis des Fortschritts, dachte wohl so mancher der Altingesessenen, und klagte lieber im Lokal-Anzeiger über schlecht gepflasterte Bürgersteige und unzureichende Straßenbeleuchtung oder über das Verhalten der Jugend, die durch ihr rüpelhaftes Benehmen sogar die Grünanlagen der Schmuckplätze verwüstete.

Was aber war von ihrem einstigen Traum vom naturnahen Leben geblieben, für diese ersten Friedenauer Kolonisten, die im besten Mannesalter hier angekommen waren, wo „nüschts wie Jejend“ war, und die dann um die Jahrhundertwende zu meist schon auf dem hiesigen Friedhof von Friedenauer Erde bedeckt waren?

War man nun gescheitert, als der Kampf um den Erhalt der Villenkolonie ausgefochten schien, der Ort bereits mit seinen Nachbargemeinden verschmolzen war und das gefräßige Berlin immer näher kam? War man nicht inzwischen zu einer Minderheit geworden, unter diesen vielen Zugezogenen, die nun in den hohen Mietskasernen hausten und sie von da oben beäugten? War nicht schon deren bloße Anwesenheit eine Beleidigung, dieses Heer von kleinen Angestellten, Kaufleuten, Handwerkern? Sogar einfache Arbeiter waren darunter, nebst ihrer zahlreichen Kinderschar! Selbst der politische Gegner war schon hier eingefallen, Marxisten wie Karl Kautsky und Rosa Luxemburg hatten längst all die Vorzüge des Ortes für sich erkannt und ihn zum Wallfahrtsort für Genossen aus ganz Deutschland – ja, schlimmer noch – Friedenau zum geistigen Zentrum der Sozialdemokratie ganz Europas gemacht.

Die ursprüngliche Idee von einer Landhauskolonie vor den Toren Berlins war zwar an der Realität gescheitert – man selbst aber doch nicht! Verkaufen und wegziehen konnte man ja immer noch, oder vielleicht sogar die Villa abreißen, um auf dem Grundstück ein großes Mietshaus zu errichten. Mit der Familie würde man dann die Beletage beziehen und die restlichen Wohnungen an Leute vermieten, die genauso waren wie man selbst.

Unser Lesebuch umfaßt die umfangreichste bislang publizierte Textsammlung aus der Frühzeit der nunmehr 150 Jahre zurückreichenden Geschichte von Friedenau. „Aus dem Leben einer Landgemeinde“ ist die ideale Ergänzung unseres 2019 erschienenen Bildbandes „Der Geist von Friedenau“. Begibt sich der Betrachter dort in einem weitergefaßten Zeitraum auf eine Wanderung in streng topografischer Ordnung entlang der für Friedenau so typischen Carstenn-Figur, so kann der Leser sich jetzt auf eine durchgängig rein chronologisch geordnete Zeitreise in die Anfänge der einstigen Villenkolonie begeben und deren eindrucksvolle Entwicklung während ihrer ersten drei Jahrzehnte verfolgen.

Zum Einen besteht der Inhalt dieses Buches aus zahlreichen, jeweils mit blauer Überschrift versehenen Artikeln, Berichten, Essays, Erinnerungen, kurzen Erzählungen und Romanauszügen sowie auch Lageplänen und statistischen Erhebungen. Im Ganzen vermitteln diese Texte und Dokumente tiefe und umfassende Einblicke in das private und öffentliche Leben dieser frühen Jahre Friedenaus.

Bei den durch rote Überschriften gekennzeichneten Texten hingegen handelt es sich ausnahmslos um zeitgenössische lokale Zeitungsmeldungen. In ihrer Authentizität berichten diese Nachrichten nicht nur von alltäglichen Begebenheiten oder über besondere Ereignisse aus dem Leben der hier beheimateten Menschen, sondern sie zeugen auch von der enormen baulichen Entwicklung des Ortes, die hier in jenen Jahren stattgefunden hat.

Was die frühen Quellen betrifft, standen uns neben Aufzeichnungen (S. 22, 44), Erinnerungen (S. 50, 54, 86) und Chroniken von Vereinen und Schulen (35, 70, 106, 202) auch die Ausgaben der Jahrgänge ab 1871 der „Vossischen Zeitung“ und des „Teltower Kreisblatt“ zur Verfügung. Beide Blätter berichteten jedoch nur sporadisch aus der damals noch wenig beachteten Landgemeinde. Für diese Zeit finden sich in unserem Lesebuch auch Artikel aus statistischen, volkswirtschaftlichen und bautechnischen Abhandlungen (S. 30, 42, 47, 130, 172) ebenso wie Beiträge zur Entwicklung der Verkehrsverhältnisse (S. 144, 146, 156) oder Berichte über kommunale und private Einrichtungen (S. 180, 192, 236, 238, 246, 254, 268, 302, 344, 354, 364, 396, 416, 432, 442, 464, 482).

Die noch in Berlin gedruckten „Friedenauer Nachrichten“ war die erste lokale Zeitung, die dann ab Sommer 1890 wöchentlich auf vier Seiten neben aktuellen Themen, Anzeigen und Annoncen auch speziell auf die Leserschaft der Berliner Vororte zugeschnittene Humoresken von William Schumann veröffentlichte (S. 122, 148, 168, 170).

Schließlich erschien im Frühjahr 1894 der von Leo Schultz ins Leben gerufene und in eigener Druckerei anfangs noch in der Handjerystraße hergestellte „Lokal-Anzeiger für Friedenau“. Das später in „Friedenauer Lokal-Anzeiger“ umbenannte Blatt verstand sich auch als „Amtliches Publikations-Organ des Amts- und Gemeinde-Vorstands von Friedenau“ und sollte als Tageszeitung in dieser Form noch bis 1920 erscheinen. Sie bot der rasch anwachsenden Bevölkerung ein adäquates Lokalblatt, das sich in ihrem Inhalt nicht nur auf Friedenau bezog, sondern in der man auch Überregionales und sogar „Neues aus aller Welt“ lesen konnte.

Um die Jahrhundertwende sind es dann wieder persönliche Lebenserinnerungen ehemaliger Bewohner wie Frida Brücker, Luise Kautsky, Walter Benedict oder Charlotte Lüttge, die von ihrem Alltag in der aufstrebenden Gemeinde erzählen (S. 210, 294, 382, 422).

Eine wahre Liebeserklärung an das Leben und an ihren Heimatort Friedenau vermitteln die erstmals in diesem Umfang veröffentlichten einfühlsamen und sozialkritischen kleinen Geschichten von Else Krafft, der Ehefrau des 1915 im Ersten Weltkrieg gefallenen expressionistischen Dichters und Dramatikers August Stramm (S. 274, 286, 304, 316, 330, 340, 374, 474).

Den literarischen Höhepunkt unserer auf Friedenau bezogenen Sammlung von Texten bilden Auszüge aus den beiden hier kurz nach der Jahrhundertwende angesiedelten Romanen von Georg Hermann (aus: „Kubinke“ S. 406, aus: „Der kleine Gast“ S. 414, 452).

Abschließend sei noch auf die Originaldokumente und Pläne zur Geschichte Friedenaus hingewiesen, die zusammen mit etwa 400 Fotografien und Ansichtskarten unser Lesebuch um eine weitere Ebene bereichern.

Möge auch dieses Buch wieder sein Publikum finden und so dem historischen Gedächtnis von Friedenau hinzugefügt werden.

*Hermann Ebling
Friedenau, im September 2021*

Vorwort zu "FRIEDENAU – Aus dem Leben einer Landgemeinde 1871-1905"
© edition Friedenauer Brücke, 2021